



Rita Garstenauer / Sophie Tod

Ideal und Pragmatik

Die Resilienzstrategien zweier Kleinbetriebe in Niederösterreich

St. Pölten 2014

Publikationsort dieses Aufsatzes:

Gerd Vonderach (Hg), Neuere Studien über bäuerliche Betriebe und Familien
(Sonderheft Land-Berichte, Bd. 9), Aachen 2014.

Herausgeber:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR)

Kulturbezirk 4, 3109 St. Pölten, Österreich

Telefon: +43-(0)2742-9005-12987

Fax: +43-(0)2742-9005-16275

E-Mail: office@ruralhistory.at

Website: www.ruralhistory.at

Ideal und Pragmatik: Die Resilienzstrategien zweier Kleinbetriebe in Niederösterreich

Warum bleiben landwirtschaftliche Kleinbetriebe bestehen? Was braucht es, damit eine Landwirtschaft, selbst wenn sie über keine optimale Ressourcenausstattung verfügt, den Betrieb aufrechterhalten kann? In den 1960er Jahren teilten auch österreichische Agrarpolitiker und -funktionäre die Linie der Europäischen Gemeinschaft, dass die Landwirtschaft einer Strukturbereinigung bedürfe (Vgl. Poppinga; Thomas 2013, 23). Wirtschaftlich nicht schlagkräftige Kleinbetriebe sollten schließen und in modern geführten und wirtschaftlich leistungsfähigen Großbetrieben aufgehen. Diese Haltung war in der österreichischen Agrarpolitik nicht konsistent, insbesondere in den 1970er und 80er Jahren vertraten sowohl sozialistische als auch konservativ geführte Landwirtschaftsministerien einen ambivalenten Kurs; in den 1990er und 2000er Jahren wurde insbesondere der Wert einer klein- und mittelbetrieblich strukturierten Landwirtschaft für die Erbringung von Diensten am Gemeinwesen wie etwa der Erhaltung eines gepflegten Landschaftsbildes hervorgehoben. In dieser Ambivalenz war die Förderung von Betriebsaufstockungen zum Erreichen einer wettbewerbsfähigen Betriebsgröße aber ebenfalls immer ein Teilziel der Agrarpolitik. Der zuvor favorisierte und später leicht relativierte Strukturwandel ging indessen im internationalen Vergleich gebremst vonstatten; erst nach dem Beitritt Österreichs zur Europäischen Union kam ein beschleunigter Konzentrationsprozess in Gang (vgl. Langthaler 2012, S. 279; Statistik Austria 2014).

Dieser Beitrag gewährt einen Einblick in die Prozesse der strategischen Ausrichtung und Anpassung von zwei Kleinbetrieben, die den Strukturwandel bislang über einen Zeitraum von ca. 35 Jahren seit 1980 überstanden haben. Die Fallstudien entstammen zwei umfangreichen Forschungsprojekten zum Agrarwandel Niederösterreichs seit 1945, die von 2009 bis 2011 am Institut für Geschichte des ländlichen Raumes durchgeführt wurden.¹ Sie beruhen auf narrativ-biografischen Interviews mit den am Betrieb beteiligten Familienmitgliedern der beiden recht unterschiedlichen Hofwirtschaften. Die eine ist eine Hobbylandwirtschaft im Flyschmittelgebirge an den Ausläufern der niederösterreichischen Voralpen, die von einem Ehepaar gemeinsam im Nebenerwerb betreut wird. Die andere ist eine Mischwirtschaft aus Weinbau und Grünlandwirtschaft in einer Gemeinde im urbanen Randgebiet Wiens, die von einem Ehepaar und dessen erwachsenen Sohn im Vollerwerb, aber mit einem substantiellen Zusatzerwerb in der gastronomischen Eigenvermarktung bewirtschaftet wird. Die Interviews wurden im Winter 2010/2011 bei den Interviewpartnern zu Hause durchgeführt. Teils wurden die Interviews getrennt geführt, teils antworteten die Ehepartner gemeinsam.

Landwirtschaftsstil und Resilienz – begriffliche Rahmen für die Beschreibung des Agrarwandels

Unsere Auswertung der narrativen Interviews zieht das Konzept der Landwirtschaftsstile als epistemologischen Rahmen heran. Dieses Konzept wurde Ende der 1940er Jahre erstmals durch den niederländischen Agrarsoziologen Evert Willem Hofstee eingeführt und hat, insbesondere an der Universität Wageningen, einen kontinuierlichen Forschungsstrang hervorgebracht. Der Landwirtschaftsstil-Begriff wird auf ganz unterschiedliche Weise interpretiert, gemeinsam ist den verschiedenen Ansätzen aber, über die konventionellen agrarökonomischen Parameter hinaus eine möglichst umfassende Beschreibung dessen zu geben, wie Landwirtschaften gestaltet werden, unter Einbeziehung etwa lokaler Gegebenheiten oder kultureller Präferenzen (vgl. v. d. Ploeg 2012, S. 432-433). Wir ziehen eine Interpretation des Begriffs durch van der Ploeg heran, die an die Akteur-Netzwerk-Theorie nach Bruno Latour angelehnt ist. Nach dieser Sichtweise wird ein Landwirtschaftsbetrieb als soziotechnisches Netzwerk gedacht – als ein Arrangement von materiellen Gegenständen natürlichen oder technischen Ursprungs, von menschlichen (intentionalen) Akteuren, naturbürtigen Organismen, aber auch immateriellen Netzwerkelementen wie Sozialbeziehungen, Institutionen, Ideen von der richtigen Betriebsführung, fachlichen und erfahrungsbasierten Wissensbeständen und so weiter. Solche sozio-

¹ Es handelt sich dabei um das vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanzierte Einzelprojekt P 20922-G15 *Landwirtschaftsstile in Österreich 1945-1980* (Leitung: Ernst Langthaler, Mitarbeiter/-innen: Rita Garstenauer, Sophie Tod, Ulrich Schwarz, Benjamin Schiemer), und das Projekt *Landwirtschaftsstile in Niederösterreich 1970-2011* (Projektdurchführung Sophie Tod) im Auftrag des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung, Abteilung Landentwicklung.

technischen Netzwerke – zum Beispiel bäuerliche Familienbetriebe – werden prinzipiell in Veränderung gedacht. Weil sich äußere Bedingungen oder die Netzwerkelemente über die Zeit ändern, bedarf das Netzwerk einer fortgesetzten Arbeit der Erhaltung bzw. Um- und Neugestaltung, um Fortbestehen zu können. Gerade in landwirtschaftlichen Betrieben finden sich aber häufig große und gewichtige materielle Netzwerkelemente, die solchen Veränderungsprozessen eine gewisse Trägheit verleihen: landwirtschaftliche Nutzflächen, Gebäude oder kapitalintensive technische Geräte. (vgl. Latour 2007, S. 117-121; v. d. Ploeg 2003, S. 9; Wilson 2007, S. 286-287) Im weiteren Text verwenden wir in Anlehnung an diese Konzeption für den Landwirtschaftsbetrieb als soziotechnisches Netzwerk den Begriff „Betriebsnetzwerk“.

Das Bekenntnis zur Mannigfaltigkeit der beachtenswerten Faktoren allein macht die Akteur-Netzwerk-Theorie aber noch nicht zu einem brauchbaren Instrument für die Bewältigung einer komplexen Empirie. Die Regel dafür, im Gewimmel der vielen möglichen Netzwerkelemente die relevanten auszumachen, bezieht diese Theorie aus zwei Quellen: Der Ethnomethodologie des Soziologen Harold Garfinkel und der Aktantentheorie des Linguisten Julien Algirdas Greimas. Von Garfinkel übernimmt die Theorie nach Bruno Latour die Prämisse, dass die Akteure, unsere Interviewpartnerinnen und -partner, selbst tragfähige Theorien über die Bedingungen ihres Handelns haben. Ihren Theorien und Erklärungen ist daher zunächst der Vorrang vor den Verallgemeinerungen der Forscherinnen und Forscher zu geben. Greimas' Aktantentheorie wiederum gibt den Schlüssel zu diesen Alltagstheorien. Seine Einsicht war, dass fast alle Äußerungen narrativen Charakter haben, und dass in allen diesen Erzählungen ein begrenztes Set von narrativen Rollen zur Anwendung kommt, die durch ihre Beziehungen zueinander spezifiziert werden. Wenn wir nun Betriebe als soziotechnische Netzwerke betrachten und uns die Ausführung einer Bäuerin über ihre Betriebsführung anhören, dann werden wir Netzwerkelemente identifizieren können, die in ihrer Erzählung eine Rolle spielen. Eine (narrative) Rolle spielen kann dabei jede Art von Netzwerkelement, auch ein Gegenstand oder eine Idee.² Der Schlüssel zu den Alltagstheorien der Akteure sind die Erzählungen, die sie uns über ihr Handeln anbieten. So banal das klingt, so fruchtbar hat sich dieser Sachverhalt für die Interviewauswertung erwiesen. Denn dadurch, dass wir beachten, was die Bäuerinnen, Bauern und deren Angehörige in den Erzählungen über ihren Umgang in und mit den Betrieben als handlungstragend ausweisen, können wir die strategischen Präferenzen der Einzelnen ausmachen (vgl. Latour 2007, S. 117-121).

Wir ziehen zur Diskussion der Betriebsgeschichten, die wir aus unseren Interviews erarbeiten konnten, ein weiteres Begriffsset für die Bestimmung der Wandelkontexte heran. Es entstammt der ökologischen Resilienzforschung und wurde von Ika Darnhofer, John Fairweather und Henrik Moller auf die Erforschung der Nachhaltigkeit landwirtschaftlicher Betriebssysteme übertragen. Sie unterscheiden zunächst die Geschwindigkeiten des Wandels, der entweder unter einem länger andauernden Veränderungsdrucks (*stress*) stattfindet oder sich im Zuge eines kurzfristigen, erheblichen Störungereignisses (*shock*) manifestiert. Für beide Veränderungskontexte unterscheiden Darnhofer et al. nun jeweils Strategien des Standhaltens – Nutzen des Veränderungsdrucks als Chance oder Abfedern eines Schockereignisses – oder der Adaption – durch graduelle Anpassung oder radikale, anlassbezogene Transformation (Darnhofer et al. 2010, S. 193).

Mit Hilfe dieses Begriffsrepertoires wollen wir nun die zwei Fallstudien präsentieren. Nach einer kurzen Beschreibung der Betriebsgeschichte soll anhand von ausgewählten Wandelszenarien gezeigt werden, wie die Akteure ihre Betriebsnetzwerke umgestalteten, wie sie auf Veränderungsanforderungen reagierten und so ihren Betrieben Dauerhaftigkeit verliehen.

Familie Moser³: Vom Aufeinander-Wohnen zum arbeitsteiligen Familienbetrieb

Der Betrieb der Familie Moser liegt in einer Weinbaugemeinde in einem klimatisch bevorzugten landwirtschaftlichen Produktionsgebiet mit ausgezeichneter Marktanbindung durch die Nähe zum Ballungszentrum Wien. Die heutige Hauptausrichtung der Produktion auf den Weinbau und die Vermarktung des Weins in Form eines Heurigen bzw. Buschenschank sind eng gebunden an die Lage der Hofstätte direkt im Siedlungsverband der Marktgemeinde Brunn. Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Hakenhofes sind in geschlossener Bebauung mit den Nachbargebäuden auf einer Längsparzelle zur Straße hin orientiert. Bis heute ist das mehr als 400 Jahre alte Hauptgebäude erhalten und bildet

² Das häufig beobachtete Missverständnis, die Akteur-Netzwerk-Theorie würde Dingen den Status von intentionalen Akteuren zusprechen, beruht auf der Verwechslung zwischen Akteuren und Aktanten (narrativen Rollen).

³ Alle Namen von Interviewpartnerinnen und -partnern wurden geändert.

den Rahmen für Leben und Wirtschaften der Familie auf engem Raum. Die zugehörigen Wirtschaftsflächen liegen großteils verstreut außerhalb des Ortskernes der Marktgemeinde sowie in einer Nachbargemeinde. Die zum Betrieb gehörigen Flächen umfassten 1952 insgesamt knapp elf Hektar und wurden bis heute auf rund 22 Hektar verdoppelt. Die Bewirtschafter und die Bewirtschafterin legen in ihren Erzählungen Wert darauf, dass ihr Betrieb als einer der letzten in der Gemeinde nach wie vor als Vollerwerbsbetrieb geführt wird, auch wenn ein Großteil des Einkommens aus dem Heurigen erwirtschaftet wird. Über die Jahre hinweg lebten und wirtschafteten am Betrieb der Familie Moser jeweils mehrere Generationen miteinander, zu den Arbeitsspitzen werden heute saisonale Arbeitskräfte angestellt. Spezifische Elemente dieses Betriebsnetzwerks stellt auf materieller Ebene die Bausubstanz der Wohn- und Wirtschaftsgebäude dar. Als immaterielle Netzwerkelemente können die günstigen Arrangements für das Nutzungsrecht an den bewirtschafteten Flächen durch die herausgehobene Stellung als letzter Mischbetrieb unter reinen Weinbaubetrieben gewertet werden, ebenso wie das Bewusstsein für den Sonderstatus als landwirtschaftlicher Vollerwerbsbetrieb.

Dauerhafter Veränderungsdruck: Raumangel, Arbeitsknappheit

Als Ewald Moser in den frühen 1980er Jahren die Betriebsführung eines Mischbetriebes (Ackerbau, Gründland, Rinderhaltung und Weinbau) von seinen Eltern übernahm, stand er vor der Anforderung, die Landwirtschaft neuen Bedingungen anzupassen. Die Betriebsübergabe ist in jedem Familienbetrieb ein besonderer, tiefgreifender Wandelkontext, der Beginn und Ende jeder Betriebsleitung darstellt. In der Regel wird dieser Übergang von der übergebenden Generation längerfristig vorbereitet (vgl. Garstenauer et al. 2012, S. 415-416). Dies war wohl auch bei Familie Moser der Fall, allerdings waren für den kontinuierlich in Aufbau befindlichen Kleinbetrieb die Ressourcen hierfür beschränkt. Die Selbstvermarktung des Weins im eigenen Buschenschank war schon um 1960 ausgeweitet worden. Die Tierhaltung war Mitte der 1970er Jahre auf Rinder eingeschränkt worden; die weichenden Erben konnten vorwiegend durch Gewinne aus dem Verkauf von vormals landwirtschaftlich gewidmetem Bauland abgefunden werden. Aber das Betriebsnetzwerk, das Ewald Moser übernahm, wies eine substantielle Lücke auf, und er musste es unter erheblichem persönlichem Aufwand neu konfigurieren. Die Brüder hatten nach abgeschlossener Ausbildung das Elternhaus verlassen und standen nicht mehr als Arbeitskräfte zur Verfügung. Auch die Mithilfe der Eltern nahm alters- und krankheitsbedingt ab. Nach der Hochzeit mit Ingrid Moser Anfang der 1980er Jahre kam zwar eine junge Frau auf den Hof, die aber durch die gleich anschließenden Geburten der ersten drei Kinder auch nur beschränkt als Arbeitskraft zur Verfügung stand. Der Betrieb war zudem untermechanisiert: Weil die Arbeitskraft von sechs heranwachsenden und erwachsenen Söhnen zur Verfügung gestanden war, bestand für Ewald Mosers Vater nur geringer Anreiz, arbeitssparende Technologien einzuführen. Zudem habe der Vater, so Moser, eine Leidenschaft für die Landarbeit mit dem Pferd gehabt, die ihn lange an dieser in den 1960er und 70er Jahren antiquiert wirkenden Technologie festhalten ließen. Nach dem Wegfall der Arbeitskraft der Brüder hatte für den Betriebsübernehmer die nachholende Mechanisierung des Betriebs erste Priorität, konnte aber nur schrittweise umgesetzt werden. Der Maschinenbestand wurde nach und nach, vor allem durch den Kauf von gebrauchten Maschinen aus Nachbarortschaften aufgebaut. Zusätzliche Mittel für die Investitionen im Betrieb erwirtschaftete Ewald Moser durch Maschinenlohnarbeiten mit einem neu angeschafften 15er-Steyrer Traktor. Ewald Moser bezeichnet seinen Betrieb in diese Phase als „Einmannbetrieb“, in den die Erträge aus der Maschinenlohnarbeit zur Arbeiterleichterung investiert wurden:

„Und das Geld ist halt zur Gänze in die Wirtschaft gerannt und [ich] hab mir da allerhand schon leisten können, was vielleicht vom Betrieb gar nicht herausgegangen wär. Und so waren gewisse Erleichterungen da, die Brüder sind dann auch weggefallen, weil der hat einer nach dem anderen hat weggeheiratet, und dann ist halt das daheim nimmermehr so aktuell. Und ich hab trachten müssen, dass ich das eher als Einmannbetrieb dann bewältigen kann“ (Interview mit Ewald Moser, 14. Dezember 2010, Transkript, S. 7).

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen waren Anfang der 1980er Jahre gut. Über den Buschenschank konnten mit relativ wenig Aufwand gute Erträge erwirtschaftet werden. Den Erzählungen des Bewirtschafters und der Bewirtschafterin folgend waren die Gäste weniger anspruchsvoll als heute, es wurde einfacher und mehr konsumiert. Daher war es naheliegend, auf den Wein und die Vermarktung über den Heurigen zu setzen und diesen Betriebszweig auszubauen. Trotzdem wurden Nebenstandbeine wie die Rinderhaltung, der Ackerbau und die Heuproduktion auf den Wiesen aufrechterhalten und der Betrieb weiterhin als Mischbetrieb geführt. Mit verantwortlich dafür mochte die Präsenz der älteren Generation sein, die zwar in reduzierter Form als früher aber doch noch eng genug in das Wirtschaften eingebunden war. Die Eltern von Ewald Moser hatten nicht nur Einfluss auf

den Fortbestand der breit gefächerten Produktionspalette am Betrieb, sie bestimmten auch maßgeblich die Lebens- und Wohnverhältnisse der Familie mit. Die drei Generationen lebten auf engstem Raum miteinander. Dem jungen Ehepaar stand nur ein Schlafzimmer, das es mit seinen Kindern teilte, zur Verfügung. Alle anderen Räume wurden mit den Eltern von Ewald Moser gemeinsam genutzt. Außerdem wurde Teile der privaten Räumlichkeiten zu monatlichen Öffnungszeiten des Heurigen als Lokalfäche verwendet. Der Heurige hatte Vorrang nicht nur in Bezug auf die Wohnfläche der Familie, sondern dehnte sich auch auf das Privatleben der Familie aus, weil das Geschäft besonders in den Abendstunden, an Wochenenden und zu den Feiertagen gut lief. Die Verflechtung von Heurigenbetrieb und Landwirtschaft in Kombination mit den engen Wohnverhältnissen führte zu zahlreichen Konflikten zwischen den am Hof lebenden Personen. In den Worten des Bewirtschafters stand allerdings die wirtschaftliche Rentabilität des Betriebes im Vordergrund:

„Und für privat, das ist immer zurückgestellt worden. Wichtig war, dass der Betrieb einmal ins Rennen kommt und funktioniert, das ist eigentlich, aber da kann man, glaub ich, bei vielen bäuerlichen Betrieben hinschauen. Da wird 's Private [...] immer in den Hintergrund gestellt, nur wichtig ist, dass da die Einnahmegrundlage gesichert ist“ (Interview mit Ewald Moser, 14. Dezember 2010, Transkript, 39).

Als der Vater von Ewald Moser im höheren Alter durch Krankheit als Arbeitskraft ausfiel und die Heurigenarbeit mit der Stallarbeit immer schwerer zu vereinbaren war, wurden 1989 die letzten Rinder verkauft. In den Folgejahren versuchte man den Getreidebau als Standbein auszubauen. Dafür wurden Flächen zugepachtet und Nutzungsrechte auf Äckern übernommen. Als Inhaber des letzten Mischbetriebs in der Gemeinde ergab sich so die Chance, günstig an landwirtschaftliche Nutzflächen zu kommen, um die so wenig Konkurrenz bestand.

Abrupte Veränderung: Familienzuwachs und Betriebsausweitung

Um 2000 lebten am Betrieb weiterhin drei Generationen, wobei der Vater von Ewald Moser bereits Ende der 1990er verstorben war. Die drei Kinder gingen einer Ausbildung nach und waren wenig im Betrieb eingebunden. Ewald Mosers Mutter unterstützte, soweit es ihre Kräfte erlaubten, ihren Sohn und seine Frau beim Wirtschaften. Dennoch wurde der Großteil der laufenden Arbeiten am Betrieb vom Ehepaar Moser bewerkstelligt. Ingrid Moser, die ursprünglich ein Leben als Hausfrau und Mutter möglichst vieler Kinder angestrebt hatte, hatte sich nach Abschluss der intensiven Kinderbetreuungszeit trotzdem verstärkt in den Heurigenbetrieb eingebracht. Ihr Engagement trug dazu bei, dass die Erträge aus dem gastronomischen Betriebszweig wuchsen und wesentlich zum Fortbestand des landwirtschaftlichen Betriebes beitrugen. Die Ansprüche der Kundschaften waren über die Jahre stetig gewachsen. Insbesondere die steigende Nachfrage nach warmen Speisen bedingte, dass Ingrid Moser im Jahr 2001 die Konzession zum Führen eines Gastronomiebetriebes erwarb. Damit einher ging die gewerberechtliche Trennung des Heurigen vom landwirtschaftlichen Betrieb, und Ingrid Moser wurde offiziell die Leiterin eines eigenständigen Betriebes. In ihrer Position als Chefin des Heurigen gelang es Ingrid Moser, ihn nach und nach an die Anforderungen ihrer Familie anzupassen und Freiräume für das Privatleben der Familie zu schaffen. Auch wurden extra zwei Köchinnen und eine zusätzliche Kellnerin engagiert um die Arbeit im Heurigen zu bewerkstelligen und die Familie zu entlasten. Als sich unverhofft ein viertes Kind ankündigte und die Mutter des Bewirtschafters pflegebedürftig wurde, beschloss das Ehepaar, auf die neuen Lebensumstände zu reagieren. Zum einen wurde das Wohn- und Wirtschaftsgebäude saniert, neuer Wohnraum geschaffen und das Heurigenlokal ausgebaut. Die finanziellen Mittel dafür wurden zu einem großen Teil aus dem Verkauf von Weingärten lukriert:

„Und wie da, wie sie schwanger geworden ist – überraschend für uns –, hab ich gesagt: "So, jetzt müssen wir einmal Nägel mit Köpf machen", und [...] wir [...] haben wir uns [...] zusammengesiedet, eben dass wir den Weingarten verkaufen und da beim Haus was machen. [...] Und dann [...] haben wir's aber doch durchgedrückt und haben eben beim Haus diese ganzen Abschnitte größtenteils, eh net alles, aber größtenteils einmal finanzieren können, dass man nicht alles fremdfinanzieren muss.“ (Interview mit Ewald Moser, 14. Dezember 2010, Transkript, S. 39)

Außerdem entschied man sich, den Betriebszweig Ackerwirtschaft aufzugeben, da dieser oft in zeitlicher Konkurrenz zum Heurigenbetrieb stand. Der Getreidebau lag bis dahin in der Zuständigkeit von Ewald Moser, der darin trotz Mehrfachbelastung auch seine Leidenschaft für die Landwirtschaft und sein Ideal des Berufs als Bauer verwirklicht sah. Ähnlich wie bei der Viehwirtschaft war der Betrieb der Familie Moser einer der letzten, die an diesem Standbein in Kombination mit dem Weinbau fest-

gehalten hatten. Die Aufgabe der Ackerflächen bzw. die Umwandlung der eigenen Äcker in Wiesen erlaubte ihm, mehr Zeit zu Hause zu verbringen und sich dem Um- und Ausbau der veralteten Gebäude und des Heurigenlokals zu widmen. Als landwirtschaftliches Standbein neben der Weingartenarbeit behielt sich Ewald Moser die Nutzung der eigenen und teilweise gepachteten oder über Nutzungsrechte bezogenen Wiesen vor. Er verwendete sie zur Produktion von Heu, das im stadtnahen Bereich gewinnbringend verkauft werden konnte und so ein Zusatzeinkommen für den Betrieb bildete.

In Begriffen der Resilienzforschung gesprochen, war die Professionalisierung der Selbstvermarktung eine schrittweise, aber strategisch wichtige Anpassung an die geänderten Marktbedingungen. Zum einen war dies möglich, weil Ingrid Moser zunehmend mehr Arbeit dem Betrieb widmen konnte, je weniger sie ihre Kinderbetreuungspflichten beanspruchten. Zum anderen wurde hier ein Veränderungsdruck erfolgreich als Profitchance genutzt, sodass schließlich auch der Betriebszweig der Bodennutzung den Erfordernissen des Selbstvermarktungszweigs angepasst wurde. Die unerwartete Schwangerschaft Ingrid Mosers und die neu eingetretene Pflegebedürftigkeit ihrer Schwiegermutter stellten einen abrupten, schockartigen Wandelkontext dar, der zwar im Sinne der langfristigen Anpassungsstrategie umgesetzt wurde, gab aber vor allem den Impuls dazu, dass ein bislang stark determinierendes Netzwerkelement, das Haus, verändert wurde. Mussten Familienleben und Betrieb zuvor der 400 Jahre alten Bausubstanz angepasst werden, so wurden nun durch Grundverkauf Ressourcen mobilisiert, um die „Ritterburg“ (so die Diktion des heutigen Anwärters auf die Betriebsübernahme Christian Moser) im Rahmen des Möglichen an die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner anzupassen.

Status Quo: Sich rühren können

Das sozio-technische Netzwerk, das sich uns im Jahr 2010 zum Zeitpunkt des Interviews präsentiert, weist zahlreiche bekannte, aber auch neue Elemente auf. Für die Entwicklung des Betriebes hat sich nach Aussagen des Bewirtschafters eine inzwischen unternommene Spezialisierung auf den Weinbau gelohnt. Über die Jahre konnte die Anzahl der Weingärten aufgestockt und der Heurige sukzessive ausgebaut werden:

„Und heute ist es schon so, dass wir eigentlich für unser, für unser Gebiet da schon eine annehmbare Betriebsgröße, also viel größer braucht man's gar nicht. Ein bisserl was haben wir noch zugepachtet, aber die [...] Hauptfläche ist eigentlich ein Eigengrund. Das hat sich ganz schön so ergeben.“ (Interview mit Ewald Moser, 14. Dezember 2010, Transkript, 40).

Ewald Moser betreibt weiterhin, wie er sagt als „Hobby“, die Heuproduktion auf den zum Betrieb gehörenden Wiesen sowie auf den über Nutzungsrechte verfügbaren Flächen. Ingrid Moser ist Chefin des Heurigenbetriebes und hat gegenüber ihren Angestellten heute eine eher koordinierende Funktion inne, im Gegensatz zu früheren Jahren, als die meiste Arbeit im Heurigen von der Familie selbst durchgeführt wurde. Die zuvor pflegebedürftige Mutter des Bewirtschafters ist verstorben und der älteste Sohn des Bewirtschafterehepaares ist in den Weinbaubetrieb eingestiegen. Über Umwege und auf Betreiben seiner Eltern hat er eine facheinschlägige Ausbildung für Wein- und Obstbau absolviert. Seine beruflichen Interessen lagen ursprünglich nicht im Weinbau. Erst nach einem Praktikum in Deutschland und der damit verbundenen Praxiserfahrung erkannte er sein Interesse und seine Neigung dafür. Seit dem Abschluss der Fachschule arbeitet er in allen Bereichen am Betrieb mit, wobei insbesondere die Lese und die Weinherstellung sowie die Vermarktung in seinen Verantwortungsbereich fallen. Durch die Erfahrungen im Betrieb erkannte er für sich die Notwendigkeit, sein betriebswirtschaftliches Wissen zu vertiefen, deshalb besuchte er nebenberuflich eine Managementausbildung, die er aber aus Zeitgründen nicht abschließen konnte. Sein Interesse liegt insbesondere in der Herstellung und Vermarktung von Qualitätswein. Als letzte große Investition, wohl auch als Zugeständnis für die Interessen des Sohnes, wurde der Weinkeller auf den neuesten Stand der Technik gebracht.

Trotz Mitarbeit des Sohnes am Betrieb und seiner Ausführungen über Zukunftsperspektiven im Weinbau, geben die Eltern im Interview an, dass die Nachfolge und Übergabe des Betriebes noch nicht sichergestellt ist. Das mag einerseits eine Nachwirkung des Konflikts aus der Zeit der Ausbildungsentscheidung sein oder auf fehlende Kommunikation zwischen den Generationen hinweisen.

Aus den Interviews der drei am Betrieb beteiligten Personen geht hervor, dass alle in Kauf genommen haben, ihre bevorzugten Lebensentwürfe den Anforderungen des Familienbetriebs unterzuordnen. Ingrid Moser etwa gibt an, dass ihr nichts an einer beruflichen Karriere gelegen sei, sondern ihr Ideal

war, Hausfrau und Mutter zu sein. Allerdings schaffte sie es erst als Leiterin des Gastronomiebetriebs, gewisse Vorrangregeln zugunsten des Familienlebens gegenüber dem Geschäft durchzusetzen, durch eine Bauliche Trennung von Lokal und Wohnbereich oder das Freihalten der Weihnachtsfeiertage vom Geschäftsbetrieb. Der Sohn Christian Moser musste seinen Berufswunsch Chemiker auf Wunsch der Eltern aufgeben und fand sich schließlich bei der Weinproduktion doch in einem interessanten Berufsfeld wieder, in dem sein persönliches Ziel, soziale Distinktion zu erreichen, durch die Erzeugung von hochqualitativen Weinen erreichbar scheint. Ewald Moser schließlich, der sich als Bauer sieht, aber sich dem Vorrang des Heurigengeschäfts unterordnet, träumt davon, in Zukunft vielleicht wieder Rinder halten zu können. Aus seiner Erfahrung lohnt es sich, solche Kompromisse zu schließen. Durch die vielen verschiedenen Aktivitäten, die eben nicht das waren, was ein Bauer nach seiner Ansicht tut, konnte er den Kleinbetrieb zu einem technologisch zeitgemäßen Mittelbetrieb ausbauen. Die Erwartung, dass mit dem gegenwärtigen Betriebsnetzwerk so viel erwirtschaftet werden kann, um eine neuerliche Umgestaltung gemäß seiner Leidenschaft für die Viehhaltung zu realisieren, beruht auf dieser Erfahrung.

Das Betriebsnetzwerk der Familie Moser stellt sich heute als stark arbeitsteilig organisiert dar. Jedes wirtschaftende Familienmitglied hat mit Weinbau, Gastronomie und Bodenbewirtschaftung einen eigenständigen Verantwortungsbereich. Die Betriebsgeschichte liest sich wie ein Bericht darüber, wie sich die Beteiligten mit Geduld, Kompromissen und Konflikten einen zufriedenstellenden Handlungsspielraum erarbeitet werden konnten. Das Ideal des Handlungsspielraums kommt in allen Interviews als wichtiges Element vor. Der voraussichtliche Betriebsnachfolger Christian Moser bringt es in seinem Interview mehrfach auf diesen Nenner: man „kann [...] sich rühren“.

Familie Troglechner: Vom Partner in der Nachbarschaft zum übermechanisierten Einzelbetrieb

Der Betrieb der Familie Troglechner befindet sich in einer Gemeinde in den Ausläufern der niederösterreichischen Voralpen in starker Hanglage, einige Kilometer außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes. Mit einer Größe von 2,7 ha ist der Grünlandbetrieb mit Viehhaltung immer schon als Nebenerwerbsbetrieb geführt worden. Der Betriebsleiter Felix Troglechner arbeitet als Polier und bewirtschaftet die Hobbylandwirtschaft zusammen mit seiner Frau in seiner Freizeit. Einen Großteil der Fläche macht das Grünland aus, etwa ein halbes Hektar ist Wald. Zum Betrieb gehörten ursprünglich auch ein Hausgarten und ein ausgedehnter Obstbaumbestand mit Most- und Speiseobst. Die Streuobstwiese wurde zugunsten einer maschinenbearbeitbaren Wiese gerodet. Die kleine Waldfläche wurde für Bauholz genutzt, als in den 1980er Jahren ein neues Wohnhaus gebaut wurde, und später, als für den Sohn des derzeitigen Bewirtschafterspaars das obere Stockwerk zu einer eigenständigen Wohneinheit ausgebaut wurde.

Die Landwirtschaft stellt für das Betriebsleiterpaar eine Leidenschaft dar, der man nachgehen kann, solange sie sich finanziell selbst trägt. Ein Gewinn muss aus dieser Form der Kleinlandwirtschaft nicht gezogen werden, der wirtschaftliche Nutzen besteht in erster Linie in der Subsistenzproduktion, früher von Milch und Milchprodukten, später von Fleisch und Heizenergie. Dennoch ist es Felix Troglechner wichtig, dass man von einem richtigen landwirtschaftlichen Betrieb sprechen kann – wenn auch von einem sehr kleinen. Dazu gehört auch, gelegentlich Produkte verkaufen zu können:

„Und es muss ja auch irgendeinen [...] Sinn [...] haben, das, was ich absetzen kann. Weil wenn ich irgendwas hab, das was ich nicht verkaufen kann nachher – oder? – ist es wertlos, das Ganze.“ (Interview mit Felix Troglechner, 14. Januar 2011, Transkript S. 28)

Die geringe Dimensionierung macht den Betrieb der Troglechners höchst flexibel und gewährleistet, dass die Betriebsentscheidungen vor allem nach Kriterien der persönlichen Präferenz getroffen werden können und nicht in erster Linie von wirtschaftlichen Notwendigkeiten diktiert werden. Sie erlaubt, sich flexibel an neue Entwicklungen anzupassen, und ohne großen wirtschaftlichen Schaden verschiedene Strategien auszuprobieren und wieder abzurechnen, wenn sie sich à la longue nicht als tragfähig herausstellen. Je nach Höhe der zu erzielenden Preise und der zu gewärtigenden Transaktionskosten entschieden sich die Troglechners für eine Verwertung über den Markt oder im eigenen Haushalt. Das überaus flexible Betriebsnetzwerk befand sich daher über den Untersuchungszeitraum hinweg auch in dauernder Umgestaltung.

Das konstanteste Element im Troglechnerschen Betriebsnetzwerk war immaterieller Art – der Konsens der Eheleute über die gemeinsame Leidenschaft für die Landwirtschaft. Noch in stärkerem Maße wie für das Betriebsnetzwerk der Mosers waren weiterhin die Beziehungen zur Nachbarschaft und im lokalen Umfeld bedeutend, die es ermöglichten, kostengünstig oder kostenlos Ressourcen zu mobili-

sieren. Unter den materiellen Netzwerkelementen waren es vor allem die Nutzflächen, die Wirtschafts- und Wohngebäude, deren Anpassung an neue Gegebenheiten strategische Bedeutung für den Fortbestand der Hobbylandwirtschaft hatte.

Dauerhafter Veränderungsdruck: Das Ende der Handarbeit und der nachbarschaftlichen Reziprozität

Als das junge Ehepaar 1979 die Bewirtschaftung des Anwesens übernahm, erfüllte sich Felix Troglechner einen Kindheitstraum. Er hatte einen Teil seiner Kindheit am Hof verbracht, später zog die Familie in die Nachbargemeinde in die Nähe der Arbeitsstätte des Vaters und bewirtschaftete die Flächen von dort aus. Mit seiner Frau zog er zurück auf den kleinen Hof. Elfriede Troglechner hatte keinen familiären Hintergrund in der Landwirtschaft, hatte aber bestimmte Arbeiten schon aus der Zusammenarbeit mit den Schwiegereltern erlernt und begeisterte sich rasch für das Leben und Arbeiten in der Natur. Damit sie sich an den Umgang mit Tieren gewöhnen konnte, wurden in den ersten fünf Jahren nur einige Schafe angeschafft, auch wenn Felix Troglechners Ideal war, Rinder zu halten. Das Schafmelken mit der Hand und das Verarbeiten der Milch zu Käse lernte die junge Ehefrau und Neo-Bäuerin von einer benachbarten Bauersfrau. Elfriede Troglechner bevorzugte die Handarbeit vor der Maschinenarbeit, wie sie im Interview mehrfach ausführt. Den Traktor zu fahren, habe sie nur einmal – erfolglos – und dann nie wieder probiert. Für die Maschinenarbeit war daher ihr Mann zuständig.

Dieser wiederum gestaltete über die Jahre hinweg langsam alle landwirtschaftlichen Flächen so um, dass sie mit Maschinen bearbeitbar wurden. Die Nutzflächen sind relativ steil und waren mit Gräben und Unebenheiten durchsetzt. Felix Troglechner nutzte die Kontakte zu Baufirmen, die er durch seine Arbeit als Maurer, später als Polier hatte. Wenn bei einer Baustelle Aushubmaterial zu entsorgen war, so stellte er seinen Grund zur Verfügung, organisierte die Baggararbeiten und benutzte das Aushubmaterial, um seine Nutzflächen zu begradigen. Anschließend bebaute er die begradigte Fläche mehrere Jahre mit Grünbrachen, um wieder eine angemessene Humusdecke aufzubauen. Diese Umgestaltungsarbeit wurde Schritt für Schritt durchgeführt und erstreckte sich über die gut drei Jahrzehnte der Bewirtschaftung durch Felix Troglechner. Zum Zeitpunkt des Interviews waren bereits alle Flächen maschinentauglich gemacht.

In den Achtziger- und Neunzigerjahren bewirtschaftete das Ehepaar Troglechner den einzigen Kleinbetrieb in einer Nachbarschaft von gründlanddominierten Mischbetrieben im Vollerwerb. Mit diesen Nachbarn unterhielten sie gut funktionierende Reziprozitätsbeziehungen, die auf dem Austausch von Maschinen, Arbeitskraft und anderen Ressourcen beruhte. Für die Ernteeinsätze waren zu dieser Zeit Handarbeitskräfte nötig, die den traktorbetriebenen Maschinen zuarbeiteten. Diese Arbeiten wurden in der Regel höfeübergreifend gemeinsam erledigt. Zu diesen Nachbarschaftsteams gehörte auch Elfriede Troglechner, und sie genoss diese Anlässe als soziale Ereignisse, zu denen zwar viel gearbeitet wurde, aber auch viel getratscht, gegessen und gemeinsamer Feierabend gehalten. Ihr Mann, der unter Tags als Maurer arbeitete, nahm an solchen Gelegenheiten wenig teil, konnte aber als Gegenleistung für die Hilfeleistung seiner Frau die Maschinen der Nachbarn ausborgen, wenn er sie brauchte. Die Ungleichheit zwischen Troglechner und seinen Nachbarn begünstigt dabei die Gegenseitigkeit: Durch seine wochentägliche Erwerbsarbeit muss er viele Arbeiten abends und nachts erledigen, wenn die Nachbarn mit der Arbeit fertig waren und ihre Maschinen nicht mehr brauchen. Das Vertrauen untereinander war ausreichend, dass die Nachbarn ihre Maschinenhütten nicht versperren oder den anderen Zugang zum Schlüssel ermöglichen, damit sich diese jederzeit Geräte ausborgen konnten. Elfriede Troglechner beschreibt die Situation im Interview:

„Die Nachbarn sind gekommen, wir haben ihnen so geholfen, händisch, wenn sie jemand dringend gebraucht haben zu irgendwas. Oder er zum Mähen, wenn sie nicht, er nicht Zeit gehabt hat... Und die haben uns halt mit den Maschinen geholfen. [...] Ja, weil alleine waren wir nicht, waren eh immer ein Haufen Leute da und fad ist einem auch nie geworden. Weil Arbeit hast dann immer gehabt, daheim oder wo anders.“ (Interview mit Elfriede Troglechner, 14. Januar 2011, Transkript S. 12)

Diese gut funktionierende, durch Gegenseitigkeitsbeziehungen geprägte Nachbarschaft veränderte sich im Lauf der 1990er Jahre, und erodierte bis zum Zeitpunkt der Interviews fast völlig. Viele der mittleren Grünlandbetriebe liefen ökonomisch nicht gut und mussten auf Nebenerwerbsbetrieb umstellen oder stellten gar den Betrieb ein. Die höfeübergreifende Zusammenarbeit litt darunter; zugleich setzten sich vollmechanisierte Erntetechnologien bei der verbreiteten Feldfrucht Mais und bei der Grünlandbewirtschaftung durch, sodass die Arbeit von einem Betriebsleiterpaar mit Hilfe von erwachsenen Kindern oder über den Maschinenring engagierten Maschinenarbeitskräften bewältigt

werden konnte. Elfriede Troglechner verlor dadurch die Gelegenheit zur Zusammenarbeit mit den Nachbarn und damit auch die sozialen Ereignisse für die Pflege der Beziehungen. Auch das Ausleihen von Maschinen unter den Nachbarn verschwand, denn einerseits litt die Reziprozität, weil kein Tausch von Handarbeit gegen Maschinennutzung mehr zustande kam. Andererseits stand Felix Troglechner nun in zeitlicher Konkurrenz zu den Nachbarn, die als Nebenerwerbsbauern ihre Maschinen zur gleichen Zeit benützen wollten wie zuvor er alleine. Als Folge dessen war er darauf angewiesen, selbst nach und nach die nötigen Geräte und einen stärkeren Traktor anzuschaffen. Gegenwärtig haben die meisten Nachbarn den Betrieb aufgegeben und brauchen daher keine Hilfe bei Arbeitsspitzen; Felix Troglechner besitzt alle Maschinen und Geräte, die er braucht, selbst, und ist nicht mehr auf die Nachbarn angewiesen.

Abrupte Veränderung: Allergierkrankung und Vollmechanisierung

In den ersten Jahren besaßen die Troglechners eine kleine Schafherde, die von Elfriede händisch gemolken wurden. Um 1983 ersetzten sie die Schafe durch Rinder (ein Kalb und eine Kuh), mit dem Ziel, Lebendviehhandel zu betreiben. Da der zu erzielende Preis für eine trächtige Kalbin unter ihren Vorstellungen lag, behielten sie die Tiere selbst. Elfriede begann sie mit der Hand zu melken und die Milch zu verarbeiten. Außerdem wurde jährlich ein Schlachtkalb verkauft. Mitte der 1990er Jahre entwickelte Elfriede eine Allergie auf Tierhaare. Eine kleine Melkmaschine wurde angeschafft, mit der sie weitere vier Jahre die Melkarbeit bewältigen konnte. Schließlich kam der Punkt, an dem die Allergie sie so beeinträchtigte, dass sie die Stallarbeit gar nicht mehr übernehmen konnte. Sie stellten die Milchkuhhaltung ein und beschränkten sich auf die Schlachtfleischproduktion. Damit Felix Troglechner die Stallarbeit neben seiner Arbeit anstelle seiner Frau erledigen konnte, richtete er in seinem für etwa drei Tiere dimensionierten Stall eine Entmistungsanlage ein. Ihm ist bewusst, dass sein Betrieb eigentlich übermechanisiert ist, aber die Vollmechanisierung ist die Voraussetzung dafür, dass er seine Leidenschaft für die Landwirtschaft auch ohne die Unterstützung seiner Frau weiter leben kann. Die Mechanisierung stellte neben der Flurbegradigung die wichtigste und vor allem kapitalintensive Investitionsstrategie für Troglechner dar:

„Und so, ja, ich mein', wenn ich von dem ausgeh, dass ich von der Wirtschaft, sag ich einmal, irgendeinen Ertrag gehabt hätte, könnte ich nicht sagen. Weil wir haben es eigentlich dann immer wieder in Maschinen investiert.“ (Interview mit Felix Troglechner, 14. Januar 2011, Transkript S. 40)

Zugleich mit dem verstärkten Auftreten der Allergie bei Elfriede Troglechner beendete der jüngste Sohn seine Schullaufbahn. Da die verringerten Familienverpflichtungen sie nicht auslasteten und sie sich aus Gesundheitsgründen auch nicht stärker in der Landwirtschaft engagieren konnte, nahm sie eine Erwerbsarbeit auf. Wenn sie heute ausnahmsweise anstelle ihres Gatten die Stallarbeit erledigt, dann bedauert sie die veränderten Bedingungen. Die Entmistungsanlage beschleunige zwar die Arbeit, aber sie habe die Handarbeit vorgezogen, selbst bei so wenig attraktiven Tätigkeiten wie dem Ausmisten. Der Stall in seiner heutigen Form entspricht nicht mehr ihren Präferenzen.

Die beschriebene Umgestaltung des Betriebsnetzwerks hin zu einem vollmechanisierten Zwergbetrieb wäre nur halb erfasst, würde man sie mit den Begriffen der Resilienzforschung allein als Anpassung an einen nicht kontrollierbaren Veränderungsdruck bezeichnen. Viel mehr beteiligte Felix Troglechner seinen Betrieb am kollektiven Projekt der technischen Aufrüstung der Landwirtschaft von Anfang an, zumal es für ihn als Hobbylandwirt wichtig war, seinen Zuständigkeitsbereich, die Flächenbewirtschaftung, so zeitökonomisch wie möglich zu bewerkstelligen. Insbesondere die aufwändige Zurichtung der Flächen für die maschinelle Bearbeitung spricht dafür. Allerdings verändert der beschleunigte Strukturwandel seit Mitte der 1990er Jahre das Betriebsnetzwerk, weil er mit den Nachbarschaftsbeziehungen ein zentrales Netzwerkelement nahezu neutralisierte. In diesem Kontext ist es aber gerade die Kleinheit, die den Betrieb der Troglechners resilienter, weil anpassungsfähiger machte:

„Weil die, die anderen Nachbarn, was da waren, haben alle aufgehört [...]. Sind größere Betriebe gewesen als [...] ich bin. Haben alle verpachtet. Alles, Viecher, alles weg. Und ich, der kleine, bin übriggeblieben.“ (Interview mit Felix Troglechner, 14. Januar 2011, Transkript S. 40)

Das Projekt der auf die gemeinsame Leidenschaft begründeten Betriebsführung durch das Ehepaar scheiterte an der Allergierkrankung der Frau. Die Reaktion auf diesen vergleichsweise abrupteren Veränderungsdruck steht aber ganz im Kontext des ohnehin im Gang befindlichen Wandels, der alle Betriebe in der Umgebung erfasst hat. Der Gatte konnte durch Investitionen in technische Infrastruktur und Anpassung der Produktion die Landwirtschaft für seine individuellen Bedürfnisse zurichten –

mit der Konsequenz, dass das ursprünglich partnerschaftliche Projekt zum Steckenpferd eines Einzelnen wurde.

Status Quo: Felix Troglechner auf Ausschau nach neuen Experimenten

Felix Troglechner überlegt inzwischen, welche neuen Produktionssparten unter Umständen sinnvoll wären. Er ist durchaus bereit, andere Tierarten als Rinder zu halten, sofern die Produktion irgendwie auch vermarktet werden kann. Sein Ziel ist, die Landwirtschaft noch etwa zehn Jahre weiter zu betreiben. Diese Frist erachtet er als notwendig, um zu prüfen, ob eines der Enkelkinder genügend Leidenschaft für die Landwirtschaft aufbringt, um den Hobbybetrieb zu übernehmen. Ohne diese Leidenschaft, darüber sind sich beide Ehepartner einig, kann ein so kleiner Betrieb nicht geführt werden, und unter ihren eigenen Kindern scheint sie niemand geerbt zu haben. Eine Enkeltochter, die Pferde liebt, könnte die richtige Kandidatin sein, aber ob diese Begeisterung anhält, bis sie im richtigen Alter ist, den Betrieb zu übernehmen, muss sich noch erweisen. Die Leidenschaft für die Landwirtschaft ist das Schlüsselement im Betriebsnetzwerk, das laut Elfriede und Felix Troglechner für dessen Fortbestand in der Folgegeneration unabdingbar ist. Nach dieser Maxime richtet der jetzt allein betriebsführende Felix Troglechner nunmehr das Betriebsnetzwerk aus.

Zusammenfassung und Vergleich

Was ermöglichte also den Familien Moser und Troglechner, den Fortbestand ihrer Betriebe trotz einer eher geringen Ressourcenausstattung zu sichern? Der Betrieb der Familie Moser war klein, aber ein vollerwerbsfähiger Kleinbetrieb. Die Flächen waren beschränkt, bei der Übernahme durch Ewald Moser war der Betrieb im Vergleich zum Umfeld untermechanisiert, und die Bausubstanz der Wohn- und Wirtschaftsgebäude schränkte die wirtschaftliche Entwicklung ein. Allerdings gab es in der Wiener Umlandgemeinde für den Weinbaubetrieb erhebliche Vorteile, die in Investitionskapital umgemünzt werden konnten. So konnten im urbanen Wachstumsgebiet Umwidmungsgewinne durch den Verkauf von ehemals landwirtschaftlichen Flächen lukriert werden, die als Bauland erheblich höhere Preise erzielten. Mit dieser Reserve wurde die Betriebsübergabe finanziert. Zum anderen gibt es, wie im Weinbau üblich, einen lebhaften regionalen Bodenmarkt, auf dem Flächen je nach Kapitalverfügbarkeit oder -bedarf ge- und verkauft wurden. Einen vergleichbaren Bodenmarkt gibt es in der Vergleichsregion in den Voralpen nur in Ansätzen für Waldflächen, allerdings in keiner vergleichbaren Intensität. Der dritte strategische Vorteil der Familie Moser war der wachsende Markt beim Weinverkauf durch den Buschenschank. Zuletzt gab es in der Region eine dritte Einnahmequelle, die von Ewald Moser genutzt wurde - die Nachfrage nach Maschinenlohnarbeit, die er mit seinen neuangeschafften Geräten bediente, und die ihm Einnahmen brachten, die der Erlös der landwirtschaftlichen Produkte allein nicht hätte erzielen können. Die Familie Moser konnte sich also mit Geduld und Fleiß und unter Ausnützung der genannten Vorteile genügend Investitionskapital erarbeiten, um den Betrieb so zu gestalten, dass Arbeitsaufwand, Arbeitskapazität, Profit und Entwicklungsperspektiven in einem zufriedenstellenden Verhältnis stehen. Der Bodenmarkt war aber nicht die einzige Quelle für die Aufstockung der Nutzflächen. Ewald Moser nutzte die Nischenposition als letzter Mischbetrieb in der Gemeinde, um sich das Nutzungsrecht an jenen Flächen, für die keine große Nachfrage bestand, zu günstigen Bedingungen sicherte.

Der Betrieb der Familie Troglechner war so klein, dass er prinzipiell als Hobbybetrieb konzipiert war, der es dem Betriebsleiterpaar ermöglichte, das persönliche Interesse an der Landwirtschaft auszuleben und in der bäuerlichen Nachbarschaft nicht nur Anrainer, sondern Partner zu sein. Anders als im Fall der Familie Moser gab es keine Kapazitäten, den Betrieb auszuweiten. Zum einen konnte durch die Erwerbsarbeit Felix Troglechners als Maurer nicht viel Investitionskapital angespart werden. Zum anderen war die Arbeitskraft beschränkt. Zehn Prozent seiner Arbeitskapazität, so Troglechner, könne er in die Landwirtschaft investieren. Die Allergierkrankung seiner Frau verunmöglichte darüber hinaus eine mögliche Betriebsausweitung, die sie zuvor durchaus als Entwicklungsoption erwogen hatten. Für den Fortbestand des Betriebes, das zeigt der Vergleich mit den benachbarten Mittelbetrieben, war entscheidend, dass er immer der Erwerbsarbeit untergeordnet blieb, durch die das Familieneinkommen bestritten wurde. Die Hobbylandwirtschaft musste so dimensioniert werden, dass kein Verlustrisiko entstand - Kostenneutralität war das wirtschaftliche Ziel des Unternehmens. Über den gesamten Zeitraum hinweg investierte die Familie Troglechner aber erheblich in die Infrastruktur, durch Flurbereinigung, Neubau von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und Aufstockung des Maschinenbestands. Das war möglich, weil Felix Troglechner vor allem für die Erd- und Bauarbeiten seine eigene Fachkompetenz und seine beruflichen Beziehungen einsetzen konnte, um die Kosten zu mini-

mieren. Auf der Ebene der materiellen Netzwerkelemente wurde der Wert des Anwesens gesteigert und seine Funktionalität für die Bewältigung durch einen Bewirtschafter optimiert. Auf Ebene der immateriellen Netzwerkelemente hat das Unternehmen aber verloren, weil die sozialen Komponenten des gemeinsamen Wirtschaftens der Ehepartner und der die lokalen Sozialbeziehungen strukturierenden Nachbarschaftshilfe als Netzwerkelemente verloren gegangen sind.

Trotz dieser Unterschiede weisen die beiden Fälle einige Gemeinsamkeiten auf, die als Resilienzstrategien von Kleinbetrieben gewertet werden können:

- Die Betriebsleiterinnen und Betriebsleiter legen in den Interviews großes Gewicht auf die Optimierung der Betriebsdimension, das sorgfältige Austarieren von Arbeitsaufwand und -kapazität.
- Auch wenn Ewald Moser und Felix Troglechner beide ein klares Ideal von Bauer-Sein verfolgen (das für beide beinhaltet, Rinder zu halten), ordnen sie doch ihre Wunschvorstellungen rigoros jenen wirtschaftlichen Aktivitäten unter, die die Haupteinnahmequelle für Haushalt und Betrieb darstellen.
- Als letzte ihrer Art (als Mischbetrieb unter Weinhauern bzw. Kleinhäusler unter Grünland-Mittelbetrieben) besetzen sie Nischen und können komplementäre Aufgaben gegenüber der homogenen Mehrheit übernehmen. Dadurch erzielen sie Vorteile beim Tausch oder sonstigen Mobilisieren von kostenlosen oder -günstigen Ressourcen.

In beiden Vergleichsfällen haben wir Informationen über beinahe die gesamte Bewirtschaftungsperiode der Interviewpartnerinnen und -partner, die zum Interviewzeitpunkt im voraussichtlich letzten Jahrzehnt ihrer wirtschaftlich aktiven Phase stehen. Wir können also fast auf eine gesamte Wirtschaftsperiode einer Generation zurückblicken. Es ist nicht überraschend, dass innerhalb dieser Periode die Neukonfigurationen der Betriebsnetzwerke mit neuen Phasen im Familienzyklus einhergingen, und zwar mit dem Zeitpunkt, zu dem die jüngsten Kinder von der Schule abgingen und die Arbeitskraft der Ehefrauen dadurch in höherem Maße als bisher zur Verfügung stand. Ingrid Moser setzte ihre Arbeitskraft ein, um den Betriebszweig Vermarktung zu professionalisieren, und stärkte damit das Betriebsnetzwerk insgesamt. Elfriede Troglechner hingegen konnte aus Gesundheitsgründen nicht weiter in der Landwirtschaft arbeiten, daher nahm sie eine Lohnarbeit auf. Im Fall der Familie Moser zeichnet sich schon die nächste Betriebsübergabe ab; der Einstieg des erwachsenen Sohnes in den Betrieb war ein weiteres familienzyklisches Ereignis, das die Neukonfiguration des Betriebsnetzwerks in seiner heutigen, stark arbeitsteiligen Weise ermöglichte. Die Verfügbarkeit von Familienarbeitskräften erscheint in diesen Neukonfigurationen der Betriebsnetzwerke als Schlüsselgröße.

Literatur

Darnhofer, Ika; Fairweather, John; Moller, Henrik, 2010: Assessing a farm's sustainability: insights from resilience thinking. In: *International Journal of Agricultural Sustainability*, Jg. 8, H.3, 2010, S. 186-198.

Garstenauer, Rita; Schwarz, Ulrich; Tod, Sophie, 2012: Alles unter einen Hut bringen. Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945-1980. In: *Historische Anthropologie*, Jg.20, H.3, S.383-426.

Langthaler, Ernst, 2012: Wirtschaften mit Stil. Historisch-anthropologische Perspektiven zum Agrarstrukturwandel als Praxis. In: *Historische Anthropologie*, Jg.20, H.3, S. 276-296.

Latour, Bruno, 2007: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt/Main.

Poppinga, Onno; Thomas, Frieder, 2013: Kontinuität im Wandel. Ein kurzer Blick in die Geschichte der europäischen Agrarpolitik. In: *Der Kritische Agrarbericht 2013*, S. 21-24.

van der Ploeg, Jan Douwe, 2003: *The Virtual Farmer*. Assen.

van der Ploeg, Jan Douwe, 2012: The Genesis of Further Unfolding of Farming Style Research. In: *Historische Anthropologie*, Jg.20, H.3, S. 427-439.

Wilson, Geoff A., 2007: *Multifunctional Agriculture. A Transition Theory Perspective*. Oxford.

http://statistik.gv.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_ertraege/betriebsstruktur/022961.html (17.5.2014)